

Respect.

Ein Plädoyer für die gleiche Anerkennung unterschiedlicher Wissenschaftskulturen

| JULIAN NIDA-RÜMELIN | In den Geistes- und Naturwissenschaften haben sich verschiedene Wissenschaftskulturen etabliert. Statt diese Ungleichheit anzuerkennen, gibt es starke Tendenzen zur Nivellierung und Normierung. Ein Aufruf, das Verschiedene als fruchtbar und zukunftsfähig zu betrachten.

Die Geisteswissenschaften befinden sich gegenwärtig auf einer abschüssigen Bahn, an deren Ende ihre weitgehende Marginalisierung stehen könnte. So wie das 19. Jahrhundert die Zeit der Geburt und der Reifung der geisteswissenschaftlichen Fächerkultur war, so könnte das 21. Jahrhundert zum Zeitalter ihres Niedergangs werden. Die Ursachen für diesen sich abzeichnenden Niedergang sind zahlreich, aber auch in Kombination nicht mächtig genug, um ihn heute als unumkehrbar erscheinen zu lassen. Ich will die wichtigsten Ursachen benennen, um mich dann auf die am wenigsten auffällige und am wenigsten diskutierte, aber möglicherweise gerade diejenige mit dem größten Zerstörungspotenzial zu konzentrieren.

Ökonomisierung

Zu den Ursachen gehört zweifellos die Ökonomisierung akademischer Bildung, auch im Zuge des Bologna-Prozesses in Europa. Anders als weithin in Europa angenommen, sind die US-amerikanischen vierjährigen Bachelor-Studiengänge gerade nicht von ökonomischen Erwartungen, ja nicht einmal von

employability geprägt. Vielmehr wurden die BA-Angebote ursprünglich eingeführt, um – eine schöne Ironie der Bildungsgeschichte – das Qualitätsgefälle des US-amerikanischen High-School-Diploms zum deutschen Abitur zu überbrücken und die Fähigkeit für ein wissenschaftliches Studium, das erst mit dem Master-Programm beginnt, zu sichern. Die Ironie besteht darin, dass Deutschland von dem Ziel der Hoch-

»Die Ursachen für diesen sich abzeichnenden Niedergang sind zahlreich.«

schulreife abgegangen ist und sie durch eine bloße Hochschulzugangsberechtigung ersetzt hat. Damit ist in der Tat eine analoge Zwischenphase bis zur Aufnahme eines wissenschaftlichen Studiums für einen wachsenden Anteil derjenigen erforderlich geworden, die formal als studiefähig gelten.

Diese Zwischenphase ist aber in ihrer aktuellen Bologna-Form missglückt. So wurden auch in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften BA-Studiengänge eingeführt, die fachlich verengt sind, sich oft nur auf eine einzige Disziplin beschränken (anders als zuvor im

Magisterstudiengang, der ein Hauptfach mit zwei Nebenfächern kombinierte). In ihrer Schmalspurigkeit und mit ihrer jedenfalls in den Geisteswissenschaften albernem Berufsorientierung wird mit einem solchen Bachelor oftmals nicht einmal die Befähigung zu einem wissenschaftlichen Studium erworben. Dass dies unter dem Rubrum der Herstellung internationaler Konkurrenzfähigkeit insbesondere gegenüber der transatlantischen Bildungskultur vollzogen wurde, könnte man für einen Treppwitz halten, wenn dieser Vorgang nicht so tiefgreifend wäre und so weitreichende Folgen hätte.

Vom ersten Anbeginn der Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert gehörte es zum Ethos der in diesen Disziplinen Lehrenden, dass sie den Studierenden ihre eigenen Forschungsergebnisse präsentieren. Da die wissenschaftliche Lehre in Deutschland frei ist, das heißt alle entsprechend qualifizierten (in der Regel durch Habilitation) als Professoren oder Privatdozenten selbst entscheiden können, welche Lehre sie anbieten, gehört die Bereitschaft mit den Kolleginnen und Kollegen hinsichtlich des Lehrangebots so zu kooperieren, dass alle Bereiche hinlänglich abgedeckt sind, zum traditionellen Wissenschafts-Ethos. Damit ergibt sich ein Spannungsverhältnis zwischen den Erfordernissen des jeweiligen Lehrprogramms eines Studiengangs einerseits und der Verkoppelung eigener Forschung mit den Inhalten eigener Lehre andererseits. Beides gehört zum Ethos geisteswissenschaftlicher Praxis an den Universitäten. Dass dieses Ethos auch in der Vergangenheit nicht immer friktionsfrei umgesetzt wurde, liegt auf der Hand. Aber eines dieser beiden Elemente aufzugeben hieße, die spezifische Kultur geisteswissenschaftlicher Praxis

AUTOR

Professor **Julian Nida-Rümelin**, Staatsminister a.D., ist Inhaber des Lehrstuhls für Philosophie IV an der Ludwig-Maximilians-Universität München.



an den Universitäten zu beerdigen. Wenn Professorinnen und Professoren über Jahre hinaus gezwungen sind, die jeweiligen Modulverpflichtungen zu erfüllen, ohne dass ihnen der Spielraum bleibt, eigene Forschung in ihre Lehre einfließen zu lassen, wird der Identitätskern der geisteswissenschaftlichen Fächerkultur beschädigt. Die Relevanz geisteswissenschaftlicher Forschung zeigt sich auch daran, ob sie für die universitäre Lehre bedeutsam ist. Diese für die Geisteswissenschaften konstitutive Verkoppelung von Forschung und Lehre sichert zugleich das breitere bildungsorientierte Publikum in Gestalt einer Leserschaft, die sich für die in Buchform präsentierte Auseinandersetzung mit bestimmten geisteswissenschaftlichen Forschungsgegenständen oder auch der Präsentation ganzer kultureller Wissensgebiete befasst. Ohne dieses breitere, geistes- und kulturwissenschaftlich interessierte Publikum bliebe den Geisteswissenschaften nur der Rückzug in die innerakademische Auseinandersetzung mit entsprechend trostlosen Folgen für die Entwicklung des jeweiligen Fachs. Der Vorlesungsraum muss als Brücke zwischen allgemein interessierter, Bücher und Feuilletonbeiträge lesender Öffentlichkeit und innerwissenschaftlicher Auseinandersetzung erhalten bleiben. Hier müssen sich Argumente in einer verständlichen Form bewähren, oder es ist zu erwarten, dass sie in einem breiteren, nicht-akademischen Resonanzraum scheitern werden.

In Ländern mit einer hohen Dichte kultureller Einrichtungen, wie sie besonders für Mitteleuropa charakteristisch ist, wirken geisteswissenschaftliche Publikationen auch in die Theater-, Museums- und Musikpraxis hinein. Nicht nur, weil ein Teil des künstlerischen und nicht-künstlerischen Personals an diesen Institutionen der Hohen Künste und des kulturellen Gedächtnisses ein geisteswissenschaftliches Studium absolviert hat, sondern auch, weil die Fortschritte der jeweiligen Disziplin Implikationen für die jeweilige künstlerische und kulturelle Praxis haben.

Keiner der genannten Aspekte hat ein direktes Analogon in den Naturwissenschaften. Physikalische Forschung ist auf einen Resonanzraum öffentlicher Erörterung, ist auf ein physikalisch gebildetes außerakademisches Publikum nicht angewiesen, so wichtig die gelegentliche Präsentation physikalischer Forschungsergebnisse in populärwis-



Foto: dpa-picture-alliance

senschaftlichen Schriften auch ist. Auch die Präsentation eigener Forschungsergebnisse in der physikalischen Lehre ist allenfalls in einem Seminar am Ende des Studiums denkbar, aber nicht in der laufenden Standardvorlesung zur Theoretischen oder Angewandten Physik. Die Vorlesungsinhalte sind weitgehend genormt, und der Wechsel der Dozenten bringt eher eine Veränderung des persönlichen Stils als eine Veränderung der Inhalte mit sich.

»Was in einem Studium der Physik unproblematisch ist, entwickelt eine zerstörerische Kraft in den Geisteswissenschaften.«

An diesem Beispiel sieht man, dass die Umstrukturierung des Studiums im Zuge der Bologna-Reform, anders als oft behauptet, nicht lediglich Äußerlichkeiten betrifft, wie die neue Messzahl des ECTS-Punktes (ein Punkt entspricht einem durchschnittlichen Arbeitsaufwand von 25-30 Stunden), die Normierung auf einen ersten Abschluss nach sechs Semestern Regelstudienzeit oder die Einteilung in Module, die kontinuierlich abgeprüft werden. In Bologna-Studiengängen sollen die Lehrinhalte in den eigenen Modulen (zusammengefasst im Modulhandbuch) genau be-

schrieben werden, unter Einbeziehung der notwendigen begleitenden Lektüre und der Kompetenzen, die in einer Klausur oder in einer anderen Prüfungsform abgefragt werden. Diese harmlose Vorschrift zerstört aber, wenn man sie konsequent umsetzt, ein wichtiges Charakteristikum der geisteswissenschaftlichen Fächerkultur, nämlich die Verbindung eigener Forschung mit eigener Lehre. Was in einem Studium der Physik unproblematisch ist, entwickelt

eine zerstörerische Kraft in den Geisteswissenschaften. Es ist den Kolleginnen und Kollegen nicht zu verdenken, wenn sie den Kampf um dieses Identitätsmerkmal der Geisteswissen-

schaften aufgeben und sich in ihre Rolle als bloße Vermittler vorgegebener Inhalte fügen. Die Freiheit der Forschung und der Lehre ist anstrengend, sie verlangt im traditionellen Ethos der Geisteswissenschaften, mindestens jede zweite Vorlesung über eigene Forschungsleistung zu erschließen, Neues zu präsentieren und damit neue Publikationen vorzubereiten. Da die Arbeitsbelastung gerade in den Geisteswissenschaften explodiert ist – dort sind die Betreuungsrelationen vielfach besonders ungünstig (so stieg die Zahl der von einem Professor bzw. einer Professorin betreuten

Studierenden in den Geisteswissenschaften seit dem Jahr 2000 von durchschnittlich 75 auf über 100 an) – minimiert die ständige Wiederholung des gleichen, in der Kollegenschaft weithin normierten Stoffes und die Bezugnahme auf denselben Korpus von Standardliteratur, oft genug ausschließlich Sekundärliteratur, den Arbeitsaufwand beträchtlich. Diejenigen, die in der Verbindung von Forschung und Lehre immer noch ein Identitätsmerkmal geisteswissenschaftlicher Praxis sehen, geraten dagegen in Konflikt mit den Studiengangbeauftragten, im ungünstigen Fall auch mit Ministerialen oder der Rechtsabteilung der jeweiligen Universität, die sich um die Gerichtsfestigkeit des Lehrangebots und der Prüfungspraxis sorgt. Was jahrzehntelang Praxis war, gilt unterdessen als rechtlich unzulässig, und in der Tat hat die Neigung von Studierenden, die das Studium als Recht auf eine möglichst rasche und glatte Berufsausbildung missverstehen, zugenommen, sich in Module, in Zulassungen und Abschlüsse hinein zu klagen. Während früher an den meisten führenden Universitäten die selbstgewisse, aber nonchalante Einstellung dominierte, dass man sich die freien Gestaltungsmöglichkeiten der Lehre nicht dadurch nehmen lassen wolle, dass klagende Studenten in der Regel vor Gericht wegen dem einen oder anderen Formfehler, der der Universität unterlaufen ist, obsiegen, gilt jetzt die entgegengesetzte von den Juristen aus der Verwaltung und den Ministerien diktierte Regel, die Lehr- und Prüfungspraxis auf den worst case des klagenden Studierenden auszurichten, was entsprechende Standards der Vergleichbarkeit und Gleichwertigkeit, der Explizitheit und der Kontrolle etabliert.

Die Habilitation

Die möglicherweise verheerendste Auswirkung auf die geisteswissenschaftliche Fächerkultur hat die Orientierung der Wissenschaftspolitik an der Naturwissenschaft. In der Gründungsphase der modernen Wissenschaftsdisziplinen im 19. Jahrhundert hatten die Philosophie und die aus ihr früh hervorgegangenen Geisteswissenschaften eine normierende Kraft, zum Nachteil der Naturwissenschaften. Die Habilitationsleistung sollte in der Erarbeitung einer größeren Studie bestehen, die dann der jeweiligen Wissenschaftsgemeinschaft als Buch zu präsentieren ist, das die Befähigung zur universitären Lehre zweifelsfrei belegt.

Es galt, große Bereiche geisteswissenschaftlicher Forschung in kohärenter Weise und mit eigenen Überlegungen angereichert zu präsentieren, also die Bewältigung einer gewaltigen Stofffülle verbunden mit eigener Forschungsleistung unter Beweis zu stellen.

Der Fächerkultur der Naturwissenschaft, oder nehmen wir speziell die Physik, ist das fremd. Die Präsentation von Forschungsleistungen bestimmter Fachgebiete erfolgt in Gestalt von Lehrbüchern, deren Erstellung aber keine eigene Forschungsleistung darstellt. Zwar sind die berühmtesten Lehrbücher der Physik von führenden Forschern, z.B. Gerald Feinberg, geschrieben worden, aber niemand käme auf die Idee, die Er-

»Kaum jemand vertritt heute noch die Idee, die physikalische Methode auch in der Germanistik zu etablieren.«

arbeitung dieser Lehrbücher selbst für eine Forschungsleistung in der Physik zu halten. Eine Habilitationsschrift in den Geisteswissenschaften ist kein Lehrbuch, sondern sie stellt traditionell die Auseinandersetzung des jungen Wissenschaftlers mit einem Stoffgebiet vor, aus der die eigene Positionierung deutlich werden soll. Die Vielfalt der Paradigmen, der Theorieansätze, der Grundlagenstreitigkeiten, die für die Geisteswissenschaften charakteristisch ist, gibt es so in der Physik und in den Naturwissenschaften generell nicht oder nur in ganz spezifischen Teilbereichen. Das, was für die Kultur der Geisteswissenschaften charakteristisch ist, nämlich die von tiefgreifenden Meinungsverschiedenheiten über Methode und Begrifflichkeit durchzogene intellektuelle Auseinandersetzung, ist den Naturwissenschaften fremd.

Nun vertreten manche – offen oder eher versteckt – die These, dass dieses in der Tat auffällige Merkmal der Geisteswissenschaften eher ein Krisensymptom sei als ein wesentliches Merkmal der geisteswissenschaftlichen Fächerkultur. Da dieses allerdings von Anfang an die Geisteswissenschaften begleitete, kommen manche Kritiker zum Ergebnis, dass die Geisteswissenschaften streng genommen gar keine Wissenschaften seien, da sie sich der Vereinheitlichung der Begriffe und Methoden verweigern. Solche Debatten sind durchaus legitim, und es hat in der all-

gemeinen Wissenschaftstheorie immer wieder Versuche gegeben, die geisteswissenschaftliche Forschungspraxis neu auszurichten, sie zu kritisieren und zu normieren – mit äußerst bescheidenem Erfolg. Heute ist die allgemeine Wissenschaftstheorie bescheidener geworden und nimmt die jeweils etablierten Praktiken in den Disziplinen ernster. Kaum jemand vertritt heute noch die Idee, die physikalische Methode als Ideal auch in der Germanistik zu etablieren.

Verschiedene Publikationskulturen

Umso merkwürdiger ist, dass die Forschungssteuerung durch Wissenschaftspolitik und Hochschulleitungen zunehmend in diese Richtung tendiert, meist ohne sich dessen bewusst zu sein. Wer zum Beispiel fordert, dass auch die geisteswissenschaftliche Forschung in englischsprachigen Paperpublikationen führender amerikanischer und britischer Journals erfolgen sollte, versucht die in den Natur- und Lebenswissenschaften etablierte Forschungspraxis auf die Geistes- und Kulturwissenschaften zu übertragen – entgegen dem Selbstverständnis dieser Disziplinen und entgegen einer jahrhundertealten bewährten Tradition.

In allen Disziplinen wurden in den vergangenen Jahren die Rankings und Ratings internationaler wissenschaftlicher Journale wichtiger. Das, was früher eher zufällig erfolgte, nämlich die Publikation in einem A-Journal, wird nun oft zu einem entscheidenden Kriterium der Berufbarkeit. Es hat schon Berufungsverfahren gegeben, in denen der hoffnungsvollen Kandidatin gesagt wurde, dass sie grundsätzlich berufen sei, dass man aber noch die Publikation ihres ersten Papers in einem A-Journal abwarten wolle. Ökonomen haben Algorithmen entwickelt, wie man die eigene wissenschaftliche Publikationspraxis über das Ranking von Journals und angesichts der unterschiedlichen Ablehnungsquoten optimieren kann. Kaum diskutiert wird jedoch, dass allein schon das Ranking von Zeitschriften unvereinbar ist mit der geisteswissenschaftlichen Forschungskultur. Die einzelnen Zeitschriften sind in der Regel von mehr oder weniger bedeutenden Repräsentanten einer bestimmten Richtung, eines etablierten Paradigmas geisteswissenschaftlicher Forschung gegründet worden und repräsentieren ein bestimmtes fachliches Verständnis. Es ist

gerade der Streit darüber, was gute Fachlichkeit in der jeweiligen Disziplin oder im jeweiligen Forschungsgebiet ist, der die geisteswissenschaftlichen Debatten vorantreibt. Ein Ranking von Zeitschriften legt diesen Streit implizit bei oder setzt die Beilegung dieses Streites vielmehr voraus. Ein Phänomenologe und ein Analytiker in der Philosophie verstehen unter einem guten philosophischen Argument etwas grundlegend anderes. Anhänger von Heidegger und Anhänger von Russell können sich nicht einig sein, was sie unter Logik verstehen.

Selbst das stilistische Verständnis eines guten geisteswissenschaftlichen Textes variiert erheblich zwischen denjenigen, die Derrida oder Deleuze als Inspirationsquelle nutzen, und denjenigen, die beide als wissenschaftlich irrelevant erachten. Konflikte dieser Art werden im günstigsten Fall durch Argumente, im ungünstigeren durch Gefolgschaften, Schulbildungen, Kongressorganisationen und intellektuelle Polemiken getragen. Wer sie, und sei es nur mit dem harmlosen Mittel der Forschungsevaluation, unterbindet, der zerstört – vermutlich ohne Absicht, aber dafür umso wirksamer – ein wesentliches Merkmal geisteswissenschaftlicher Forschungspraxis. Mit anderen Worten: Wo das Bewertungsmaß umstritten ist, ja wo dieser Streit um die angemessene Form eines geisteswissenschaftlichen Arguments für die Forschungspraxis konstitutiv ist, bedroht jede Normierung, und sei es nur in der harmlos erscheinenden Form der Forschungsevaluation, die Identität der entsprechenden Disziplin. Man mag sich wünschen, dass die Beurteilung von Forschungsleistungen auch in den Geisteswissenschaften kohärenter ausfiele, als dies gemeinhin der Fall ist, aber man kann diese Kohärenz nicht von außen, durch einen politischen Octroi, erzwingen, ohne einen gewaltigen Flurschaden anzurichten und am Ende die Geisteswissenschaften als Ganze zu beschädigen.

Was tun? Es mag manche verwundern, dass ein Philosoph analytischer Provenienz ein solches Plädoyer für die Eigengesetzlichkeit der Geisteswissenschaften formuliert. War es nicht gerade die analytische Philosophie, die durch ihre an der Modellwissenschaft Physik orientierten Normvorstellungen die gefährlichen Beurteilungsmaßstäbe erst in die Wissenschaftspraxis hineingetragen hat? In der Tat haben sich die *Philosophy Departments* in den USA, ganz

überwiegend geprägt von der analytischen Tradition, von den *Humanities* (der US-amerikanischen Entsprechung zu den Geisteswissenschaften, wenn auch mit deutlichen Differenzen) abgesetzt. Philosophie in Amerika versteht sich in der Regel nicht als eine Geisteswissenschaft. Die von mir vertretene

»Man kann Kohärenz nicht von außen, durch einen politischen Octroi, erzwingen.«

undogmatische, ja gegenüber dem internationalen analytischen Mainstream dissidente philosophische Position beinhaltet den Respekt gegenüber der Vielfalt von Kulturen generell und der Wissenschaftskulturen speziell. Die intellektuelle Arroganz, sich aus der etablierten Praxis des Gründegebens und Gründenehmens herauszulösen und mit erhobenem Zeigefinger vorzuschreiben, wie diese auszusehen habe, hat die Philosophie – nicht nur die analytische, sondern auch die rationalistische der europäischen Aufklärung – in Sackgassen manövriert. Aber auch unabhängig von diesem innerphilosophischen Dissens sollte der Respekt, die gleiche Anerkennung auch für diejenigen Leitschnur sein, die ein anderes Wissenschaftsideal vertreten. Auch der Elementarteilchenphysiker mit wenig Interesse an Feuilletondebatten und der Lektüre umfangreicher historischer Studien mag sich für den Erhalt der Museumskultur und der Geisteswissenschaften aussprechen. Differenz ist nicht der Feind des Respekts, sondern mangelnder Respekt ist das Ende von Differenz.

Widerstand gegen die Nivellierung

Also, was tun? Ich empfehle, sich den Normierungs- und Nivellierungstendenzen einer mehr oder weniger zentralisierten Forschungsevaluation in den Geisteswissenschaften zu widersetzen. Ich selbst habe als Präsident der Deutschen Gesellschaft für Philosophie dagegen votiert, sich an dem Versuch der Europäischen Kommission zu beteiligen, die philosophischen Zeitschriften in der EU einem solchen Rankingprozess zu unterwerfen. Natürlich heißt Verweigerung immer auch, dass man Einflussmöglichkeiten aufgibt. Das beinhaltet im Einzelfall eine schwierige Abwägung. Aber die Eigendynamik einer an der Praxis der Naturwissenschaft-

ten orientierten Forschungsevaluation, die damit einhergehende Kolonialisierung – Kolonialisierung im Sinne von Forschungspraktiken, die sich woanders bewährt haben, aber in den Geisteswissenschaften die Identität der Disziplinen bedrohen – verlangt dringend nach einer mutigen und konsequenten

Widerständigkeit, die an vorderer Stelle von den etablierten Größen der jeweiligen geisteswissenschaftlichen Disziplinen ausgehen muss, da der wissenschaftliche Nachwuchs und der Mittelbau für

Pressionen naturgemäß anfälliger sind. Die Praxis der Anbietung hat uns eine Bologna-Reform beschert, hinter der kaum noch jemand an den Universitäten steht – weder in den Natur- und Ingenieurwissenschaften noch in den Geisteswissenschaften. Dieses Zerstörungswerk darf sich nun nicht auf der zweiten Ebene der Forschungsevaluation fortsetzen. Keine Abschaffung der Individualpromotion in den Geisteswissenschaften, Aufrechterhaltung der hohen Standards geisteswissenschaftlicher Dissertationen, Rehabilitierung des Buches als geisteswissenschaftliche Forschungspublikation, enge Verbindung eigener Forschungspraxis und eigener Lehre in den geisteswissenschaftlichen Fächern, Multilingualität, differenziert nicht nur nach den jeweiligen Muttersprachen der Forscher und Forscherinnen, sondern auch nach den Gegenständen der Geisteswissenschaften, Rückführung der Normierung von Lehrinhalten auf das unverzichtbare Minimum, Intensivierung der Kooperation mit den nationalen und internationalen Kulturinstitutionen und künstlerischen Praktiken, intensivere Beteiligung der Geisteswissenschaftler an öffentlichen Diskursen, Aufwertung der Feuilletons und der Kultursendungen durch geisteswissenschaftliche Beteiligung und schließlich Bewahrung der geistes- und kulturwissenschaftlichen Inhalte und Methoden an den allgemeinbildenden Schulen, keine Ersetzung durch eine oberflächliche Kompetenzorientierung, Respekt vor der (geisteswissenschaftlichen) Fachlichkeit.

Geisteswissenschaft wird immer unter Einbeziehung von kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen mit einer traditionell geisteswissenschaftlichen Fächerkultur gemeint. Eine kurze Fassung des Beitrages ist in der Wochenzeitung Die ZEIT vom 16. April 2015 erschienen.